

## KAPITEL 14: DAS TIER IST ERWACHT



»et vidi de mare bestiam ascendentem habentem capita septem et cornua decem et super cornua eius decem diademata et super capita eius nomina blasphemiae. [...] et datum est ei os loquens magna et blasphemiae et data est illi potestas facere menses quadraginta duo / et aperuit os suum in blasphemias ad Deum blasphemare nomen eius et tabernaculum eius et eos qui in caelo habitant / et datum est illi bellum facere cum sanctis et vincere illos et data est ei potestas in omnem tribum et populum et linguam et gentem / et adorabunt eum omnes qui inhabitant terram ...«

– *Offenbarung, Kap. 13, Verse 1,5–8*  
(nach der *Biblia Sacra Vulgata*)

*21. April 1897, 22:15 Uhr GMT (23:15 Uhr Ortszeit)*  
*Italien, Rom, Monte Pincio*

Ein sternenkларer Himmel spannte sich über der Ewigen Stadt. Die heraufziehende Kühle der Nacht ließ die Erinnerung an einen warmen Frühlingstag zunehmend verblassen, und ein leich-

ter Westwind wehte den schalen Geruch des Tibers durch die engen Gassen und über die weiten Plätze. Das lebhaftes Treiben des Tages hatte spürbar nachgelassen. Nächtliche Stille breitete sich über den Kuppeln der vielen Kirchen und den allgegenwärtigen steinernen Zeugen der mehr als zweitausendjährigen Geschichte Roms aus.

Eine Ausnahme bildete die Piazza del Popolo. Der ganz im Norden der Stadt liegende Platz war der Ausgangspunkt aller Fahrten von Rom aus in Richtung Norden. Dementsprechend gab es – von der tiefen Nacht abgesehen – kaum eine Tageszeit, an der nicht irgendwelche Kutschen und Karren von Händlern und Überlandreisenden eintrafen und abfuhrten.

Als Pietro Araldo mit seiner Kutsche den Platz erreichte, war gerade eine größere Gesellschaft damit beschäftigt, am Fuß des in der Mitte des Platzes aufragenden Obeliskens in bereitstehende Gefährte einzusteigen. Die jungen Männer machten dabei so viel Lärm, dass sie die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zogen. Niemand achtete auf die schlichte, zweispännige Kutsche mit den dunklen Vorhängen, und das war Pietro sehr lieb so.

Oft genug war er in offiziellem Auftrag der Römischen Kurie in Rom oder anderen Städten Italiens unterwegs, prachtvoll gekleidet und in prunkvollen Karossen fahrend. An Abenden wie diesem jedoch war Heimlichkeit das Gebot der Stunde, denn dann diente er einer Organisation, die es nach dem Wissen gewöhnlicher Bürger und auch der meisten Angestellten und Kirchenmänner des Heiligen Stuhls überhaupt nicht gab.

Der Kutscher lenkte den Zweispänner am Ostrand des Platzes entlang und verließ die Stadt dann durch die Porta del Popolo. Die mächtige Stadtmauer zu ihrer Rechten führen sie einer gewundenen Straße folgend den Pinciohügel hinauf, der direkt östlich der Piazza del Popolo aufragte. Ein Großteil der parkähnlichen Anlagen des Hügels gehörte zum Sommerpalast des Borghesischen Fürstengeschlechts. Doch es gab auch andere Villen wohlhabender Bürger Roms, deren Besitzer sich ein wenig Abge-

schiedenheit und einen wundervollen Blick über die Ewige Stadt mit wahren Unsummen oder dem ein oder anderen persönlichen Gefallen erkaufte hatten.

Die Villa, der Pietros Kutsche sich schließlich näherte, lag inmitten hoher Bäume an der nordwestlichen Ecke des Pinciohügels und bot einen wundervollen Ausblick auf die Tiberebene vor den Mauern Roms. Das Gebäude war aus hellem Stein errichtet, und Säulen zierte seine Fassade. Der erste Stock und das Dachgeschoss waren zartrosa getüncht, die Fenster wiesen breite weiße Rahmen auf. Das etwas erhöht liegende Portal an der Südfront konnte über zwei geschwungene Freitreppen erreicht werden, die einen halbrunden Eingangsbereich einfassten. Schlanke Säulen trugen ein ebenfalls halbrundes Flachdach, auf dem sich ein durch ein schwarz brüniertes Metallgeländer und hüfthohe, steinerne Zinnen begrenzter Balkon befand. Kelchartige Tonkrüge mit niedrigen Palmwedeln standen darauf.

Der Kutscher bog in den kreisförmigen Vorplatz ein und hielt dann direkt vor dem Eingang. Pietro wartete nicht, bis sein Fahrer vom Kutschbock abgesprungen war und ihm die Tür geöffnet hatte, sondern stieg gleich aus. Er nickte dem Mann dankend zu, bevor er die linke der beiden Treppen erklimmte und im Schein der an den Hauswänden hängenden Öllaternen an die hohe, schwere Holztür klopfte.

Ein livrierter Diener in mittleren Jahren öffnete. »Sie wünschen?«, fragte er.

»Zu Signora Diodato, bitte.«

»Wen darf ich melden?«

Statt einer Antwort hielt ihm Pietro eine kleine Karte mit einem Wappen hin. Es zeigte zwei gekreuzte Schlüssel unter einer päpstlichen Tiara und davor einen weißen Schild mit einem eingekreisten goldenen Templerkreuz und den Insignien *O. C. M.*

»Verstehe. Bitte treten Sie ein«, sagte der Diener, ohne die Karte entgegzunehmen, und zog die Tür weiter auf. Nachdem

Pietro der Einladung Folge geleistet hatte, schloss der Bedientete sie wieder. »Wenn Sie höflicherweise in der Halle warten würden. Ich lasse die Signora wissen, dass sie Besuch hat.«

»Selbstverständlich.« Während der Diener eine geschwungene Marmortreppe hinaufstieg, verschränkte Pietro die Hände hinter dem Rücken und tat so, als würde er interessiert die Statuen römischer Gottheiten betrachten, die in dem Raum entlang der Wände aufgestellt waren: den mächtigen Jupiter mit einem zum Schleudern bereiten Blitz, Neptun, liegend und umspielt von Wellen, sowie eine erstaunlich detaillierte Minerva, die ihn, bewehrt mit Schild und Speer, aus kalten Augen anblickte. Natürlich kannte er die steinernen Figuren bereits ebenso gut wie den Rest der Einrichtung. Er besuchte dieses Haus nicht zum ersten Mal.

»Pietro Araldo, was für ein unerwartetes Vergnügen«, erklang eine Stimme hinter und über ihm. Es war eine wohlklingende Frauenstimme, dunkel und samtig wie eine Sommernacht in der Campagna vor den Toren Roms.

Er drehte sich um und deutete eine Verbeugung an. »Signora Diodato. Es ist mir wie immer eine Ehre und Freude, Sie zu sehen.«

Die hochgewachsene Dame, die am oberen Treppenabsatz stand, war etwas älter als Pietro, vielleicht Anfang vierzig. Das tat ihrer atemberaubenden Schönheit jedoch keinen Abbruch. Langes, dunkles Haar fiel ihr in schimmernden Wellen über den Rücken, den sie mit der Anmut und Disziplin einer Tänzerin gerade hielt. Ihre ganze Haltung, jede auch noch so kleine Geste, zeugte davon, dass Diodato sich ihres an weiblichen Reizen alles andere als armen Körpers vollständig bewusst war und ihn sehr gezielt einsetzte, um zu bekommen, was immer sie begehrte. Und Pietro wusste, dass sie damit meist Erfolg hatte.

Sie trug einen bodenlangen mitternachtsblauen Seidenmorgenmantel, den sie mit einer schmalen, um die Hüften geschlungenen Schärpe geschlossen hielt, allerdings bewusst so nachlässig, dass am Dekolleté die Spitze eines durchscheinenden Nachtge-

wands hervorlugte. Pietro konnte sich lebhaft vorstellen, dass konservativere Vertreter des Vatikans sie für solch ein lasterhaftes Kleidungsstück am liebsten umgehend mit Acht und Bann belegt hätten. Zum Glück wussten sie nichts davon, und abgesehen davon war Diodato so wertvoll für den Kirchenstaat, dass die Gottesmänner ihr die eine oder andere zusätzliche Sünde durchgehen ließen.

Der Morgenmantel raschelte leise, als sie barfuß die Marmortreppe zu ihm herunterkam. Ihre dunklen Augen waren unverwandt auf ihn gerichtet, als versuche sie an seiner stoischen Miene abzulesen, mit welchem Auftrag er sie diesmal aufgesucht hatte. Vielleicht versuchte sie es auch in seinen Gedanken zu lesen. Wer konnte das schon wissen? Die Vorstellung veranlasste Pietro, unbehaglich das Gewicht von einem Fuß auf den anderen zu verlagern. Er wünschte sich, er wäre imstande, sich vor Diodatos Gaben abzuschirmen. Aber er war nur ein gewöhnlicher Bote und manchmal Botschafter. Er gehörte nicht wie Diodato zu den Berührten, die vom Heiligen Geist erfüllt und für immer verändert worden waren.

»Folgen Sie mir in den Salon«, gebot seine Gastgeberin ihm, als sie elegant an ihm vorüberschritt. Ein Duft von Lavendel umwehte sie an diesem Abend.

Der Salon befand sich an der Westseite des Hauses und besaß eine großzügige Fensterfront, die einen weiten Blick über die Tiberebene bot. Weitere Steinstatuen, diesmal von Nymphen und römischen Helden, zierten den Raum neben bauchigen Tongefäßen, in denen Palmgewächse sprossen. Die Nordwand bedeckte ein Panoramagemälde der Hügellandschaft um Rom, eine Fortsetzung dessen, was man durch die Fenster im Westen sehen konnte. Mehrere Sofas und andere Sitzgelegenheiten standen in loser Anordnung beisammen, flankiert von zierlichen Tischen. Auf zweien von ihnen luden Obstschalen den Gast zum Zugreifen ein, ein weiterer hielt ein Karaffe mit Wein und eine zweite mit Wasser bereit.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«, erkundigte sich Diodato und deutete auf den Wein.

Pietro schüttelte den Kopf. »Nein, danke, Signora Diodato.«

»Sie sind zu enthaltsam, Signore Araldo.« Sie wandte sich an ihren Diener, der ihnen im Abstand von einigen Schritten gefolgt war. »Aber ich hätte gerne ein Glas Rotwein, Giuseppe.«

»Sehr wohl, Signora.« Der Bedienstete ging zu dem Tisch mit der Karaffe, schenkte etwas Wein in ein bereitstehendes Glas und reichte dieses Diodato.

»Vielen Dank, Giuseppe. Das wäre dann alles«, sagte sie.

»Sehr wohl, Signora.« Der Diener drehte sich um und verließ den Raum.

Nachdem er die Türen hinter sich geschlossen hatte, schlenderte die Hausherrin zu einem bequem wirkenden Kanapee und ließ sich in einer fließenden Bewegung darauf nieder. Mit einer winzigen Geste prostete sie Pietro zu. In ihren Augen glitzerte es wie in denen einer Katze, die mit einer Maus spielen will. »Dann erzählen Sie mal, Pietro, was Sie um diese späte Stunde zu mir geführt hat. Es wird wohl nicht die Sehnsucht gewesen sein, oder?« Wie beiläufig fuhren die Finger ihrer linken Hand über den Seidenstoff ihres Dekolletés. Um ihre Mundwinkel zuckte es.

Pietro zwang sich, seine unbeteiligte Miene aufrechtzuerhalten. Es war ein Spiel, das sie schon seit Jahren spielten. Diodato wollte einfach nicht verstehen, dass es Gottesmänner gab, für die Zölibat und Askese mehr als nur scheinheilige Worte waren. Bislang hatte er ihren Verführungsversuchen immer widerstanden – auch wenn sie es ihm gelegentlich alles andere als leicht gemacht hatte.

Am heutigen Abend wirkte ihr Tun eher wie eine Neckerei unter Freunden. Daher enthielt er sich einer tadelnden Antwort und schüttelte bloß den Kopf. »Ich bedaure, Signora. Ich bin gekommen, um Sie abzuholen. Der Monsignore möchte Sie sehen.«

Diodato hob eine geschwungene Augenbraue. »Es ist reichlich spät für einen Ausflug in die Stadt.«

»Es sind ungewöhnliche Umstände, die ihn dazu bewogen haben, nach Ihnen schicken zu lassen, obwohl der Abend schon fortgeschritten ist«, erklärte Pietro.

Ihrem Blick nach zu urteilen, erwartete sie eine etwas ausführlichere Erklärung.

»Er hat mich selbstverständlich nicht in Einzelheiten eingeweiht. Ich bin lediglich ein Werkzeug der Kongregation. Aber er ließ durchblicken, dass es zu einer besorgniserregenden Verschiebung der Machtverhältnisse in England gekommen sein soll.«

Gedankenvoll nippte Diodato an ihrem Wein. »Was Sie nicht sagen ...«, murmelte sie. »Ist es möglich, dass Dunholm vom Thron gestürzt wurde?«

Sie hatte die Frage nicht an ihn gerichtet, daher enthielt sich Pietro einer Antwort.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen zwischen ihnen.

»Also gut«, sagte Diodato. Sie nahm noch einen Schluck Wein, stellte das Glas anschließend neben sich auf den Tisch und stand auf. »Ich ziehe mich rasch um und komme dann zur Kutsche. Finden wir heraus, was ich für die Magieabwehr seiner Heiligkeit tun kann.«

Trutzig erhob sich der steinerne Koloss der Engelsburg am Ende der Engelsbrücke, die Rom über den Tiber hinweg mit dem Vatikan verband. Vor fast zweitausend Jahren als Mausoleum des Kaisers Hadrian errichtet, war die Burg im Laufe der Jahrhunderte immer weiter zur Festung ausgebaut worden und hatte zwischenzeitlich sowohl als Zuflucht wie auch als Gefängnis der Päpste gedient. Vor knapp dreißig Jahren war sie dem italienischen Staat überantwortet worden, der sie ebenfalls als Militärstützpunkt und Gefängnis genutzt hatte. Im Augenblick mehrten sich unterdessen die Bestrebungen, die Feste der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und Teile ihres Inneren in ein Museum zu verwandeln.

Kaum jemand wusste, dass die Engelsburg bereits seit mehr als

vierhundert Jahren zugleich einem weiteren, weitaus geheimen Zweck diene. 1484 war – zunächst als Teil der päpstlichen Inquisition – unter der Ägide Papst Innozenz VIII. eine besondere Einrichtung ins Leben gerufen worden, das *Officium contra Magiae*, allgemein auch als Magieabwehr bezeichnet. Der bedeutende Unterschied zur gewöhnlichen Inquisition lag darin, dass der ausgewählte Zirkel der Mitarbeiter dieses Officiums sehr wohl wusste, dass es tatsächlich Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die gefährlicher waren als junge, allzu widerspenstige Frauen und alte Kräuterweiblein, denen man aus unterschiedlichsten Gründen – meist Missgunst oder Verfolgungswahn – einen Pakt mit dem Teufel andichtete.

Während sich in den ersten, radikalen Jahrzehnten die Aufgabe der Magieabwehr, ihrem Namen entsprechend, vor allem darin erschöpft hatte, echte Hexen und Zauberer aus dem Weg zu räumen, um diesen als widernatürlich empfundenen Makel vom Angesicht der Erde Gottes zu tilgen, war das Interesse der Streiter des Ewigen Lichts, wie die Mitarbeiter des Officiums sich mitunter selbst nannten, an diesem außergewöhnlichen Phänomen mit der Zeit immer größer geworden.

In den letzten zwei Jahrhunderten hatte sich das Officium schließlich nicht nur von der gewöhnlichen Inquisition gelöst, sondern auch die Verfolgung magischer Phänomene durch das Studium selbiger ergänzt. Denn man hatte erkannt, dass es einerseits unmöglich sein würde, die Magie als Ganzes zu besiegen, und dass sich andererseits bereits in verschiedenen Staaten weltweit geheime Orden und Gesellschaften von Magiekundigen gebildet hatten – zum Teil gar mit dem Wissen und Segen der jeweiligen Obrigkeit. Außerdem hatten einzelne Streiter des Officiums, die sich besonders intensiv dem Studium magischer Phänomene verschrieben hatten, begonnen, Gaben zu entwickeln, die beunruhigend nach Magie aussahen.

Um mit dieser neuen Situation angemessen umgehen zu können, hatte das Officium – eigenmächtig und ohne seine Vor-

gesetzten mit Einzelheiten zu belästigen – einen Paradigmenwechsel eingeläutet, mit dem weitreichende Reformen seines Aufgabenfelds einhergegangen waren. So hatte man entschieden, dass es bloß eine Möglichkeit gab, mit etwas umzugehen, das man nicht bezwingen konnte: Man musste versuchen, es zu beherrschen. Und so hatte das Officium, während es nach außen weiterhin seiner Arbeit als Bekämpfer der Magie nachgegangen war, im Verborgenen enorme Anstrengungen unternommen, nicht nur alle bekannten Magiervereinigungen zu unterwandern, sondern zugleich wenn schon nicht zum größten, so doch zum kundigsten und bestausgestatteten Orden des ganzen Erdballs aufzusteigen. Natürlich gab es in den Reihen der Streiter des Ewigen Lichts keine Magier. Stattdessen bezeichnete man jene, die sich veränderten – und gezielt verändert wurden – als Berührte, als beseelt vom Heiligen Geist.

*Was für eine Heuchelei*, dachte Lionida spöttisch, während ihre Kutsche die Engelsbrücke verließ, ungehindert zwei Wachposten passierte und vom Portal der Engelsburg, einem finsternen Loch in der meterdicken Außenmauer, verschluckt wurde. Doch auch wenn sie die Versuche einiger Mitarbeiter des Officiums, ihren Umgang mit der Magie religiös zu verbrämen, innerlich belächelte, hätte sie die Aufgabe und Daseinsberechtigung der Magieabwehr selbst niemals infrage gestellt. Macht war ein gefährliches Spielzeug und gehörte in die Hände jener, die genügend moralisch gefestigt waren, sie verantwortungsvoll und zum Besten der Menschheit einzusetzen. Außerdem wurde Lionida – eine alleinstehende, unabhängige Frau mit gewissen Ansprüchen ans Leben – vom Officium für ihre Mitarbeit fürstlich bezahlt. Das war weiß Gott keine Selbstverständlichkeit, und sie empfand gegenüber Monsignore Donatello Castafiori, dem gegenwärtigen Leiter des Officiums, tiefe Dankbarkeit, dass er ihr in einer schwierigen Phase ihres Lebens eine helfende Hand geboten und im Folgenden ihre besonderen Begabungen stets höher gewichtet hatte als ihren in den Augen mancher Gottes-

männer fragwürdigen Lebenswandel. Diese Güte belohnte sie ihm mit einer Treue, die sie sonst keinem Mann in ihrem Leben hatte zuteilwerden lassen. Sie würde tun, was Castafiori von ihr verlangte – dazu zählte auch, ihn aufzusuchen, wann immer er nach ihr rufen ließ.

Die Kutsche fuhr eine breite, spiralförmig innerhalb der Mauern verlaufende Rampe hinauf in den Innenhof der Burg. Dort kam sie zum Stehen, und Pietro Araldo, der Lionida die ganze Fahrt über ein schweigender Begleiter gewesen war, erhob sich, um die Tür zu öffnen und ihr beim Aussteigen zu helfen. Es handelte sich um eine Geste der Höflichkeit, nicht der Notwendigkeit. Lionida mochte eine Frau sein, aber schwach oder hilfsbedürftig war sie deshalb keineswegs. In der Tat hätte es sie gewundert, wenn es innerhalb der Engelsburg auch nur einen Mann gegeben hätte, der ihr körperlich ebenbürtig gewesen wäre. *Die Agenten ausgenommen*, schränkte sie in nüchterner Selbsteinschätzung ein.

Unter der Führung Araldos überquerte sie den Hof, doch statt sich dem Hauptgebäude zuzuwenden, das die Kommandantur der kleinen, hier stationierten Garnison beherbergte und auf dessen Dach die wehrhaft mit gezogenem Schwert wachende Bronzefigur des Erzengels Michael stand, wandte sich der Bote einem Nebentrakt zu, in den man durch ein Portal gelangte, auf dem das Wappen der Inquisition prangte.

Offiziell gehörte dieser Trakt einer eher unbedeutenden und einzig aus historischen Gründen in der Engelsburg beheimateten Außenstelle der Kongregation der römischen und allgemeinen Inquisition. In Wahrheit dienten die bescheiden eingerichteten Kammern jedoch bloß als Fassade für die eigentlichen Räumlichkeiten des Officiums, die man über einen in die Tiefe der Engelsburg führenden Geheimgang erreichte. Außer den zehn Geistlichen der Kongregation, die alle auch für das Officium arbeiteten, kannten Lionidas Wissen nach nur der Garnisonskommandant, ein von Castafiori eingesetzter Verbindungsmann

zum italienischen Nachrichtendienst sowie der gegenwärtige Papst, Leo XIII., diesen Gang – wobei es hieß, dass Letzterer bei seiner Amtseinführung klargemacht habe, dass er sich für derlei übersinnlichen Unsinn nicht interessiere, solange es weit- aus drängendere politische und soziale Probleme zu bewältigen gäbe. Castafiori hatte ihm daraufhin den Gefallen getan und ihn nicht länger mit Informationen über die Arbeit des Officiums behelligt. Seine Heiligkeit hatte im Gegenzug davon abgesehen, sich Gedanken darüber zu machen, was mit den Mitteln geschah, die diesem diskreten Teil der Kurie zuflossen.

Die beiden Besucher gingen durch die leeren, dunklen Zimmer bis in eine kleine Kammer im hinteren Teil des Gebäudes, die ihrer Einrichtung nach – es gab einige Bänke und einen kleinen Altar – ein Andachtsraum hätte sein können. Tatsächlich aber stellte sie den Eingang zum Machtzentrum des Officiums dar.

Während Araldo an eine bestimmte Stelle in der übermannshohen Holzvertäfelung des Raumes trat, wechselte Lionida mehrmals in die Wahrsicht und wieder zurück. Es erstaunte sie immer wieder, wie perfekt die Geheimtür in der Wand verborgen lag. Für gewöhnliche Sinne war sie praktisch unauffindbar, sofern man nicht wusste, wo man suchen musste. Und selbst in der Wahrsicht verbarg sich das Fadenwerk, das die Tür mit der sie umgebenden Vertäfelung verband, so gut, dass es eines scharfen Auges bedurfte, um es zu bemerken.

Lionidas Begleiter öffnete die Geheimtür, und gemeinsam folgten sie dem in der Mauer der Engelsburg verlaufenden Gang bis in den von Papst Alexander VI., dem Nachfolger von Innozenz VIII., im Rahmen größerer Ausbauarbeiten an der Engelsburg eingerichteten Trakt, der auf keinem historischen Bauplan existierte und in dem das *Officium contra Magiae* untergebracht war. Araldo zog an einer neben der Eingangspforte hängenden Kordel, und eine verborgene Glocke läutete. Es dauerte einen Moment, aber dann vernahmten sie Geräusche hinter der Tür, als

jemand im Inneren sowohl die eisernen als auch die magischen Riegel entfernte.

»Kaplan Bigotto«, grüßte Lionida mit einem Neigen des Kopfes den jungen Priester, der ihnen öffnete.

»Guten Abend, Signora Diodato!« Ihr Gegenüber lächelte etwas gezwungen.

Es war kein Geheimnis, dass Bigotto sie für eine Sünderin hielt, aber damit konnte Lionida gut leben, denn sie wusste, dass seine Abneigung ihr gegenüber lediglich seine Art war, das Unwohlsein zu überspielen, das er in ihrer Gegenwart verspürte. Nicht nur gingen Lionidas Gaben weit über die seinen hinaus, sie war zudem eine außergewöhnlich gut aussehende Frau, und wie die meisten jungen Geistlichen, die Castafiori in den letzten Jahren in die Reihen des Officiums berufen hatte, musste auch Bigotto erst einmal mit seinen Gefühlen für die Handvoll weiblicher Magieragenten ins Reine kommen, die im Dienst des Heiligen Stuhls standen. Er würde im Laufe der Zeit ruhiger werden – entweder weil sein Glaube ähnlich stark wurde wie der von Pietro Araldo, oder weil er sich in der Stadt eine heimliche Geliebte nahm.

Während Bigotto die Pforte hinter ihnen wieder verriegelte und sich anschließend seinen sonstigen Pflichten widmete, schritten Araldo und Lionida durch die Korridore des Officiums, vorbei an den Studierzimmern der Magietheoretiker, dem Geheimarchiv und dem Arsenal. Schließlich erreichten sie Castafioris Büro, und Araldo klopfte an.

»Kommen Sie herein«, drang eine Stimme durch die Tür.

Gemeinsam kamen sie der Aufforderung nach und betraten den ovalen, fensterlosen Raum dahinter. Am Tag fiel durch schmale Schächte in der dicken Mauer Licht ins Innere. Jetzt flackerten einige dicke Kerzen in einem fünfarmigen Kandelaber neben der Tür, und der schwere Schreibtisch, der im hinteren Teil des Raumes stand, wurde von einer verzierten Öllampe erhellt. Auf einem Lesepult in der Ecke lag eine aufgeschlagene Bibel.

Alles in allem schien der Raum recht spartanisch eingerichtet, aber Lionida wusste, dass sich hinter der Holzvertäfelung an den Wänden mehr als ein in die Mauer eingelassener Schrank verbarg.

Donatello Castafiori erhob sich von seinem Stuhl, als seine Besucher hereinkamen. Er war ein schlanker, asketisch wirkender Mann um die sechzig, mit langem, ernst wirkendem Gesicht. Die mehr als zwei Jahrzehnte, die er nun schon die Verantwortung für das *Officium* trug, hatten dauerhafte Falten in seine hohe Stirn gegraben, doch in seinen Augen lag eine unerschütterliche Entschlossenheit, die Lionida immer wieder inspirierte, nicht weniger als ihr Bestes zu geben, wenn sie für diesen Mann arbeitete.

»Lionida, treten Sie näher. Es ist schön, Sie mal wieder zu sehen.« Lächelnd umrundete Castafiori den Schreibtisch und hielt ihr die Rechte mit dem Siegelring seines Amtes hin.

»Die Freude ist ganz meinerseits, Exzellenz«, sagte Lionida, machte einen Knicks und küsste den Ring. Es war eine der wenigen Gesten der Unterwerfung, bei der sie keinen inneren Widerwillen verspürte.

»Benötigt Ihr meine Dienste noch?«, fragte Araldo von der Tür her.

»Nein, vielen Dank, Signore Araldo«, erwiderte Castafiori.

Lionidas Führer nickte und zog sich zurück, wobei er die Tür hinter sich wieder schloss.

Lionida faltete die Hände vor dem Körper. »Also, was führt mich zu Euch?«, wollte sie wissen.

Das Lächeln auf Castafioris Miene verschwand. »In den letzten Tagen wurde die magische Sphäre auf bisher nicht da gewesene Weise erschüttert«, sagte er ernst.

Lionida neigte in gelinder Verwunderung den Kopf. »Ich nehme nicht an, dass Ihr von dem Machtwechsel sprecht, zu dem es innerhalb des *Order of the Silver Circle* kam.«

»Araldo hat Ihnen schon davon erzählt?«, fragte Castafiori.

»Was er eben darüber wusste«, erwiderte Lionida mit einem Schulterzucken. »Es war nicht viel.«

»Viel wissen wir leider auch nicht. Aber das wenige ist erschreckend genug.« Der Leiter der Magierabwehr verschränkte die Hände hinter dem Rücken und begann langsam im Raum auf und ab zu gehen. »Vor nicht einmal zwei Stunden kam es, wie Sie selbst sagten, zu einem Machtwechsel. Lordmagier Victor Mordred Wellington hat die Macht an sich gerissen und die alte Führungsriege, sofern sie nicht ohnehin bereits zu seinen Mitverschwörern zählte, eingesperrt. Zuvor hat es bereits mehrere Tote gegeben. Unter anderen wurde der ehemalige Erste Lordmagier Albert Dunholm ermordet, und auch sein Stellvertreter Lord Cheltenham ist tot.«

Diese Eröffnung veranlasste Lionida, die Augenbrauen zu heben. Dabei erstaunte sie weniger die Schnelligkeit, mit der die Neuigkeiten die Entfernung von London bis nach Rom überbrückt hatten – das *O. C. M.* war bereits seit einem halben Jahr dabei, seine Spione durch ein magisch verstärktes, drahtloses Telegrafienetz zu verbinden, dessen Grundkonzept es vor zwei Jahren von einem italienischen Wissenschaftler namens Marconi *erworben* hatte. Doch das Gesagte selbst gab durchaus Anlass zur Verwunderung – und zur Sorge. »Das klingt alles ungewöhnlich radikal für unsere englischen Nachbarn. Ich hielt den Orden bislang eher für eine Teerunde alter Herren.«

Castafiori warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu. »Offensichtlich hat sich das in jüngster Zeit geändert. Über gewisse Spannungen waren wir schon eine ganze Weile im Bilde. Aber dass sich die Dinge dermaßen überschlagen könnten ... Damit hat wohl niemand gerechnet. Und es kommt noch schlimmer.«

»Inwiefern?«

Schweigend ging Castafiori zu der aufgeschlagenen Bibel hinüber, senkte den Blick und legte eine Hand auf den Einband. »Und ich sah ein Tier aus dem Meer steigen, das hatte zehn Hörner und sieben Häupter und auf seinen Hörnern zehn Kro-

nen und auf seinen Häuptern lästerliche Namen ...«, las er vor. Er hob den Kopf und sah Lionida an. In seinen Augen flackerte ein dumpfes Grauen, das sie noch nie zuvor so bei ihm gesehen hatte, während er auswendig fortfuhr: »Und es wurde ihm ein Maul gegeben, zu reden große Dinge und Lästerungen, und ihm wurde Macht gegeben, es zu tun zweiundvierzig Monate lang. Und es tat sein Maul auf zur Lästerung gegen Gott, zu lästern seinen Namen und sein Haus und die im Himmel wohnen. Und ihm wurde Macht gegeben, zu kämpfen mit den Heiligen und sie zu überwinden; und ihm wurde Macht gegeben über alle Stämme und Völker und Sprachen und Nationen. Und alle, die auf Erden wohnen, beten es an ...«

»Die Offenbarung des Johannes«, murmelte Lionida verwirrt. »Was wollt Ihr mir damit sagen?«

»Den Berichten unseres Spions zufolge hat Wellington das Tier aus dem Meer gerufen, und wenn wir nicht eingreifen, wird es die Welt verschlingen.«

»Ich verstehe nicht.« Sie glaubte nicht, dass Castafiori von einem Seeungeheuer sprach.

Ihr Gegenüber nahm die Hand von der Bibel und legte sie wieder hinter den Rücken. »Wir haben erfahren, dass Lordmagier Wellington mitten im Atlantik die Wahre Quelle der Magie gefunden und das Siegel gebrochen hat.«

»Die Wahre Quelle der Magie?«, fragte Lionida. »Ich dachte, sie wäre nur ein Mythos.«

»So, wie es aussieht, nicht«, erwiderte Castafiori trocken. »Die Quelle scheint an die Oberfläche zurückgekehrt zu sein und speit seitdem, einem Vulkan gleich, ununterbrochen rohe Magie in unsere Welt. Das erklärt ein Phänomen, das wir bereits seit einigen Tagen beobachten und für das wir bislang keine schlüssige Erklärung hatten ...«

»Die Magie wird stärker«, kam ihm Lionida zuvor. Sie nickte langsam. »Ich habe es ebenfalls gespürt, mir aber nichts dabei gedacht.« Genau genommen hatte sie es als eine der zufälligen

Schwankungen, wie sie immer mal wieder vorkamen, abgetan und sich über die Kopfschmerzen und die Übelkeit geärgert, die ihr vor drei Nächten einen wunderbaren Abend mit einem jungen Adligen aus der Stadt verleidet hatten.

»Ich denke, wir alle haben es auf die eine oder andere Art gespürt. Und die meisten von uns haben sich wohl zunächst nicht den Kopf darüber zerbrochen. Unsere Magispectoren brauchten fast einen Tag, bis sie merkten, dass irgendetwas Gewaltiges im Gange war. Und anfangs konnten wir uns auch gar keinen Reim darauf machen. Erst jetzt, da uns diese beunruhigende Botschaft aus London erreicht hat, fügen sich alle Teile zu einem Bild zusammen. Und dieses Bild zeigt uns das Ende der Welt, wie sie bisher existierte.«

Es waren erschütternde Worte, die Castafiori wählte, aber für Lionida war und blieb die Bedrohung abstrakt. Das Ausmaß dieser magischen Katastrophe – wenn es sich wirklich um eine handelte, denn offensichtlich gab es Menschen wie Wellington, die sich von der legendären Quelle etwas Nutzbringendes versprachen – entzog sich ihrem Verständnis. »Was wünscht Ihr, dass ich unternehme?«, stellte sie daher die einzige Frage, die im Augenblick für sie zählte.

Der Leiter der Magieabwehr begab sich zu seinem Schreibtisch zurück, setzte sich und faltete die Hände auf der Tischplatte. »Ich möchte, dass Sie sich nach London begeben, Lionida. Finden Sie heraus, was genau dort vor sich geht, und tun Sie, was nötig ist, um das Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen.«

»Soll ich Wellington ausschalten?«

»Ich fürchte, das wird Ihnen nicht möglich sein. Wenn Wellington die Wahre Quelle der Magie geöffnet hat, dürfte er sich so stark verändert haben, dass er kaum noch ein Mensch ist. Seine Kräfte werden den Ihren weit überlegen sein. Also nähern Sie sich ihm – wenn überhaupt – nur mit äußerster Vorsicht.«

»Ich verstehe«, sagte Lionida. »Welche Vorgehensweise schlägt Ihr stattdessen vor?«

»Verbünden Sie sich mit dem Widerstand!«, riet Castafiori ihr. »Finden Sie die Gegner Wellingtons, und helfen Sie ihnen, so gut es geht. Versuchen Sie im Gegenzug so viele Informationen wie möglich über die Quelle und – wichtiger noch – ihre genaue Lage im Atlantik zu gewinnen. Denn letztendlich ist es nicht damit getan, Wellington unschädlich zu machen. Auch um die Quelle müssen wir uns kümmern, ansonsten ist all das, was wir uns in den letzten Jahrhunderten aufgebaut haben, hinfällig.«

»Wie stellt Ihr Euch das vor?«, fragte Lionida belustigt. »Es wird wohl kaum einen Deckel geben, den man einfach über die Quelle stülpen kann, um sie wieder zu verschließen.«

»Natürlich nicht. Es ist alles ein wenig komplizierter«, erwiderte ihr Gegenüber. »Aber mit alledem möchte ich Sie im Moment noch gar nicht belasten. Sie erfahren, was zu tun ist, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist.«

Lionida warf ihm einen spöttischen Blick zu. »Bloß kein Wagnis eingehen, nicht wahr? Ich könnte schließlich in die Hände des Feindes fallen.«

Castafiori neigte würdevoll den Kopf. Wenn ihr Tonfall ihn verletzt hatte, zeigte er es jedenfalls nicht. »Ich bin in dieser heiklen Situation lieber etwas zu vorsichtig.«

»Zweifellos zu Recht.« Lionida nickte. »Also gut. Ich reise nach London, suche die Anhänger Dunholms, und dann sehen wir weiter. Ich werde gleich eine Überfahrt buchen.«

Der Leiter der Magieabwehr schüttelte den Kopf. »Das wird nicht nötig sein. Wir werden Sie auf anderem Wege nach England bringen.«

»Auf anderem Wege?«, wiederholte Lionida mit milder Neugierde.

Donatello Castafiori schenkte ihr ein dünnes Lächeln. »Sagen wir es einmal so: Sie werden ein wenig Rückendeckung haben – nur für den Fall ...«